

Münchens Leuchte

Dass München leuchtete schrieb Thomas Mann einst – ja, seufzt da der vermeintliche Kenner sofort, München leuchtete in Schwabing! Dabei beschreibt Mann in dem Text das Leben in der Maxvorstadt, Münchens pulsierendem Nabel der Boheme und Zentrum von Ludwigs I. Griechenlandkult. Streng nach Rasterplan wurde die Maxvorstadt einst angelegt, nachdem die Wälle der Stadtbefestigung gefallen waren.

Text: Martin Arz

Der alte Mann sah sich selbst nur noch als »beurlaubten Stadtbaurat«. Dabei war er es gewesen, der wie kein Zweiter alles daran gesetzt hatte, dass München – zumindest der Optik nach – eine Weltmetropole wurde, in einem Atemzug genannt werden sollte mit Paris, London oder St. Petersburg. Als er noch der junge Kronprinz Ludwig war, postulierte er: »Ich will aus München eine Stadt machen, die Deutschland so zur Ehre gereichen soll, dass keiner Deutschland kennt, wenn er nicht München gesehen hat.« Das enge, immer noch mittelalterlich geprägte München, umgeben von aufgelassenen Wallanlagen und eingestürzten Befestigungen, entsprach so gar nicht den Vorstellungen Ludwigs von einem würdigen Regierungssitz für Bayerns Regenten. Er dichtete sogar: »Soll ich sagen, was mir am meisten / zuwider auf Erden? / Münchens Lage und Bau, / Münchner Gesellschaft und Luft.«

Er plante ursprünglich, den Regierungssitz bei seiner Thronbesteigung nach Bamberg zu verlegen. Doch er blieb in München, und gab Unsummen aus, seine Stadt herauszuputzen. Unsummen, die letztlich auch ihren Teil zu seinem Sturz beitrugen. 1848 musste Ludwig I. nach Skandalen um seine Affäre mit der Tänzerin Lola Montez, den Aufständen des Vormärz und seinen ruinös-teuren Bauplänen zurücktreten. Trotz allem konnte der beinahe taube Exkönig Anfang der 1860er Jahre recht zufrieden mit »seinem« neuen, repräsentativen München sein – vor allem mit dem Prestigeprojekt Maxvorstadt, für das Ludwigs Vorgänger den Grundstein gelegt hatten.

Das vergessene Viertel

Die Gerücheküche brodelte seit 1779. Kurfürst Karl Theodor, so munkelte man, plane eine neue Stadt vor dem Schwabinger Tor! Karlstadt solle sie heißen. Das sah dem »neig'schmeckten« Herrscher ähnlich, grollte man, denn die Münchner mochten Karl Theodor nicht. Stammte der neue Kurfürst doch aus der pfälzischen Seitenlinie der Wittelsbacher. Nach dem Aussterben der bayerischen Wittelsbacher zum Regenten der Bayern aufgestiegen, hatte Karl Theodor seine Residenz von Mannheim nach München verlegen müssen und mehrere tausend Pfälzer in seinem Gefolge mitgebracht, was die Wohnungsnot erheblich verschärfte. Erst zehn Jahre später beruhigte sich die Volksseele, als das Projekt Englischer Garten der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Damit waren aber Pläne für neue Vorstädte nicht vom Tisch. 1791 schließlich verkündete jener Kurfürst, »dass München keine Festung sey, seyn könne und seyn solle«. Als Startschuss für die Entfestigung ließ Generalmajor Thompson, der spätere Graf Rumford, unter Beteiligung der Bürger die Bastion am Neuhauser Tor schleifen, das nun frei stehende Tor nannte man zu Ehren des Herrschers fortan offiziell Karlstor. Die Geburtstunde der neuen Münchner Vorstädte schlug mit diesem Ereignis. In den Folgejahren entstanden Isar-, Ludwigs-, Max-, St. Anna- und die heute fast völlig vergessene Schönfeldvorstadt.

Ursprünglich sollte das Schönfeld, das sich im Norden unmittelbar an die Residenz zwischen der heu-



Das Ende Münchens: Domenico Quaglio malte 1822 das Gebiet des heutigen Odeonsplatzes mit Blick Richtung Schwabing. Ganz links erkennt man noch die Theatinerkirche, auf den Resten der Wallanlagen stehen Privathäuser wie das Chedeville-Schlössl, die Leo von Klenze gemeinsam mit der alten Befestigung für die Neugestaltung von Odeonsplatz und Ludwigstraße einebnen lässt. Rechts neben der Schwabinger Landstraße die alte Reitschule. Im kleinen Gebäude daneben das Café Tambosi, das seit 1774 besteht. Kleines Bild: die gleiche Sicht heute.



Zum Frieden mahnend ...

Ein neues Stadttor sollte es sein – und gleichzeitig ein Triumphbogen, der den Siegeswillen der bayerischen Streitkräfte symbolisiert. Heute ist das Siegestor am Ende der Ludwigstraße eines der bekanntesten Münchner Wahrzeichen.

Text: Martin Arz

Ludwig I. hasste zweierlei Menschen: Protestanten und Franzosen. Gegen beide wettete der Monarch bei jeder Gelegenheit. Gegen erstere beließ es der Sohn einer protestantischen Mutter (Auguste Wilhelmine Maria von Hessen-Darmstadt), Stiefsohn der protestantischen zweiten Frau Max I. Josephs (Karoline Friederike Wilhelmine von Baden) und Gatte einer Protestantin (Therese von Sachsen-Hildburghausen) bei Verbalattacken. Auch gegen die Franzosen konnte er nicht ganz so, wie er wollte. Für einen Krieg gegen Frankreich fehlte ihm schlicht und einfach das Geld. Dennoch plante Ludwig I. schon früh ein steinernes Zeugnis seines Siegeswillens über die Franzosen. 1826 schrieb er an seinen in Rom lebenden Kunstagenten, den Bildhauer Martin von Wagner, dass er »ein Stadttor aus Quadern wie Röm. Triumphpforte aufzuführen vorhabe, ein anderes im Styl der Propyläen«. Die Propyläen ließ er Leo von Klenze planen.

Nach langem Zögern beauftragte Ludwig I. schließlich 1840 seinen neuen Lieblingsarchitekten Friedrich von Gärtner mit einem Triumphbogen nach Vorbild des Konstantinbogens in Rom als Abschluss seiner Prachtstraße, der Ludwigstraße. Dieser dem bayerischen Heere gewidmete Triumphbogen sollte »völlig antik« sein und direkt mit der Feldherrnhalle korrespondieren, mit der seine Via Triumphalis beginnt. Gärtner hatte bereits mit der Rekonstruktion des Isartors bewiesen, dass er repräsentative Stadttore bauen konnte. 1843 begannen die Arbeiten am Siegestor, das ca. 24 m breit, 12 m tief und 21 m hoch ist und 411.000 Gulden (ca. 32 Mio. Euro) kostete. Nach Gärtners frühzeitigem Tod 1847 übernahm dessen Schüler Eduard Metzger die Arbeiten, die sich nun

verzögerten – auch bedingt durch die Abdankung Ludwigs I. 1848. Zur Einweihung am 15. Oktober 1850 erschien der Stifter und Exkönig nicht.

Keine Siege für das Siegestor

Trotz der königlichen Vorgaben gelang es Friedrich von Gärtner, eine pure Kopie des Konstantinbogens zu vermeiden. Er ließ sich auch vom Titus- und vom Septimus-Severus-Bogen sowie vom Pariser Arc de Triomphe inspirieren. Hohe Kapitelle tragen die Säulen, die die klare vertikale Gliederung betonen. Die fast schwebend wirkende Quadriga, 1852 geschaffen von Friedrich Brugger, Martin von Wagner und Johann von Halbig, betont seine Mittelachse. Die bronzenen Bavaria fährt mit ihrem von vier Löwen gezogenen Streitwagen stadtauswärts in die Mitte des 19. Jh. noch vorherrschenden Felder und Wiesen außerhalb der Stadt, quasi dem siegreich heimkehrenden bayerischen Heere entgegen. Die zähnefletschenden Löwen bewachen gleichzeitig die Stadt. Ludwig I. selbst verfügte, dass die Quadriga niemals umgedreht werden dürfe. Martin von Wagner, der die »großartige Beschäftigung« bekam, das Skulpturenprogramm zu entwerfen, sah sich dem Problem gegenüber, »dass dieser sogenannte Triumphbogen keinen bestimmten Zweck oder eigentümliche Bestimmung hat und folglich allen daran anzubringenden Bildwerken eine nähere Beziehung und Bedeutung fehlt«. Im Gegensatz zu seinen Vorbildern in Rom oder Paris diente das Siegestor keiner Erinnerung an militärische Siege, es diente nicht der politischen Propaganda antiker Potentaten. Ludwig I. wünschte nur völlig unverbindliche Schlachtenszenen, die den Kampfesmut der Ba-



Beginn der Maxvorstadt: 1913 fuhr die Straßenbahn durch das Siegestor (o.). Nach dem Krieg wurde es zunächst nur einfach wiederaufgebaut (u.), die Postkarte von 1950 zeigt noch, dass Verzierungen und die Quadriga fehlen (r.).



yern im Allgemeinen unterstreichen sollten, konkrete Schlachten oder Siege hatte er sowieso keine vorzuweisen. Historische Schlachtendarstellungen lehnte Ludwig ebenfalls ab. Schon Zeitgenossen deuteten daher das Siegestor als Zeichen des Sieges der Vernunft über die Waffengewalt.

Ganz unkriegerisch und ohne antikes Vorbild sind auch die runden Medaillons, die die Kampfreiefs ergänzen. Auf ihnen finden sich Allegorien der bayerischen Regierungsbezirke (Oberbayern: Alpenviehzucht; Ober- und Mittelfranken: Handwerk und Viehzucht; Unterfranken: Wein, Getreidebau und Schifffahrt; Pfalz: Wein und Fischfang; Oberpfalz: Hammerwerk; Schwaben: Weberei).

Lange nach Ludwigs Tod wurde das Siegestor dann doch seinem Namen gerecht, als 1871 die deutschen



Truppen nach dem Sieg über Frankreich in München einzogen. Am 24. März 1888 diente das Tor als Ehrenportal für die Trauerfeier für Kaiser Wilhelm I. Die Nationalsozialisten missbrauchten das Tor ab 1933 für ihre kultisch inszenierten Aufmärsche und Paraden.

Das Friedensmahnmal

Nach dem Zweiten Weltkrieg ließ man das schwer zerstörte Siegestor bewusst vereinfacht aufbauen. Auf der Südseite wurde statt der alten Inschrift »Erbaut von Ludwig I. König von Bayern MDCCCL« eine neue, von Wilhelm Hausenstein entworfene Inschrift angebracht: »Dem Sieg geweiht, vom Krieg zerstört, zum Frieden mahnend.« Damit hat das Siegestor heute eine neue symbolische Bedeutung. Es erinnert daran, dass des einen Sieg des anderen Leid ist und es nur eine Lösung für Konflikte gibt: Frieden. Seit 1972 thront die von Elmar Dietz wiederhergestellte Quadriga wieder auf dem Siegestor. In den späten 1990er Jahren wurde das Siegestor für rund 6,5 Mio. DM saniert und restauriert. ●

Die »Schwabinger« Boheme

Den Künsten und damit den Künstlern verdankt München einen großen Teil seines Weltrufs. Im Umfeld von Universitäten und Pinakotheken entwickelten sich immer wieder neue Biotope für wirkliche Genies und unvermeidliche Adabeis – der Mythos Schwabing entstand zum Großteil in der Maxvorstadt.

Text: Ulrich Schall

Wilde Partys im Simplicissimus und im Café Stefanie, Kandinsky erfindet die Abstraktion, Marc schockt mit blauen Pferden, Thomas Mann ist bei Séancen im Palais Adalberts von Schrenck-Notzing dabei und Franziska zu Reventlow lebt die freie Liebe – wild waren die Jahre, in denen die Maxvorstadt gemeinsam mit Schwabing zum legendären »Schwabylon« verschmolz, jenem Begriff, der keinen Ort, sondern einen Zustand beschreibt. Meist wird die Boheme zwischen der Wende zum 20. Jh. und dem Beginn des Ersten Weltkriegs situiert. Doch die Wurzeln des gelegentlich ausschweifenden Künstlerlebens gehen auf die Regierungszeit Ludwigs I. (1825–1848) zurück, der München als Kunststadt mit weit über Deutschland hinausreichendem Ruf etablieren wollte. Während seiner Romreise hatte er die dort lebende Künstlergruppe der Nazarener kennengelernt. Ein Teil der Maler hatte sich zum Lukasbund zusammengeschlossen und lebte im leerstehenden Franziskanerkloster Sant’Isidoro. Zur Feier des königlichen Besuchs wurde ein romantisches Fest ausgerichtet, in dessen Dekoration man auch das Verhältnis von Künstler und Mäzen thematisierte. Allegorische Darstellungen wechselten mit historischen Bildern. In Trinksprüchen beschwor man die deutsche Einheit, sang deutsches Liedgut, fand aber auch Zeit für intelligente Diskussionen. Den künftigen bayerischen König rührte der Empfang und er ließ sich nicht lumpen: Bereits ein Jahr später berief er Peter von Cornelius nach München, wie er es an jenem Abend zugesagt hatte. Der sollte die Innenräume der Glyptothek mit griechischen Motiven nach Homer und Hesiod gestalten. Dafür griff Cornelius auf die

in Vergessenheit geratene Technik der Freskomalerei zurück. Die Thematik widerstrebte dem Künstler, hatten sich die Nazarener doch stark religiösen Motiven zugewendet. Doch des Königs Philhellenismus – und natürlich die Macht des Auftraggebers – siegte. Die Arbeiten waren noch nicht beendet, als Ludwig I. Cornelius 1825 zum Leiter der Königlichen Akademie der Bildenden Künste ernannte. Wenige Jahre später dominierten die Nazarener mit Heinrich von Heß, Julius Schnorr von Carolsfeld, den Brüdern Friedrich und Ferdinand Olivier die Kunstakademie. Zu den erfolgreichsten Schülern von Cornelius zählte Wilhelm von Kaulbach, der unter anderem an der Gestaltung des Odeon und der Hofgartenarkaden mitwirkte und der später ebenfalls Leiter der Kunstakademie werden sollte. In seinem Gemälde *Aufbruch in das Goldene Zeitalter der Malerei unter Ludwig I.* setzte er dem großen Förderer der Künste ein Denkmal.

Kunst geht nach Brot

Neben seiner Rolle als Auftraggeber für zeitgenössische Künstler trat Ludwig I. auch als Sammler auf. Schon 1809 erwarb er sein erstes Gemälde, *Die büßende Magdalena* von Friedrich Heinrich Füger. Die Neue Pinakothek, den ersten Ausstellungsbau für Gegenwartskunst, finanzierte er aus eigenen Mitteln. Auch der Glaspalast, ursprünglich für eine Industrieausstellung errichtet, wurde zum Ort für international bedeutende Kunstausstellungen. Der Plan, München zu einer Stadt der Künste zu machen, konnte bei diesen Aktivitäten fast nicht fehlschlagen: Um 1890 lebten nahezu 3.000 Maler und Bildhauer in der Stadt. Aber



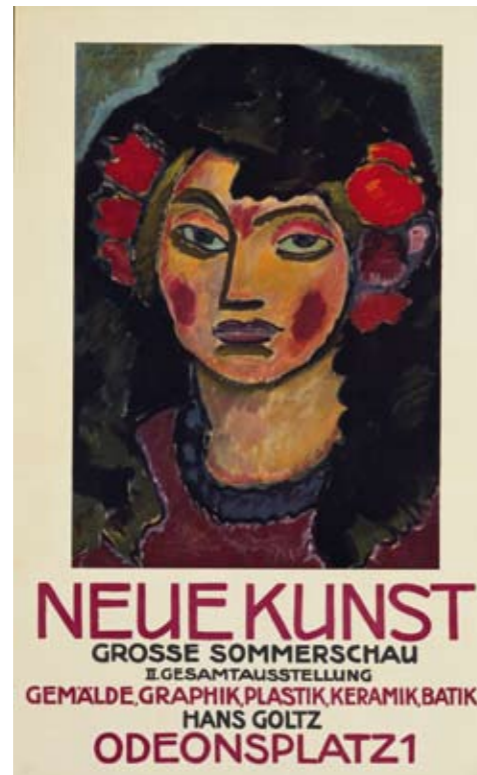
Plakatklassiker: Das berühmte Poster für die Elf Scharfrichter entwarf Thomas Theodor Heine im Jahr 1900.

Ware Kunst

Wo Kunst produziert wird, wird auch mit Kunst gehandelt. Münchner Kunst war Endes des 19. Jh. ein bedeutender Wirtschaftsfaktor und die Maxvorstadt wuchs mit der Künstlerszene zum wichtigsten Standort für Kunsthändler. Seit der Eröffnung der Pinakothek der Moderne ist das Viertel erneut der Hotspot der Galeristszene.

Text: Martin Arz

Und so was hoßt ma heutzutog Kunscht! Pfui Teifi!«, echauffierte sich einer der Schaulustigen, die sich 1911 vor einem Schaufenster in der Türkenstraße versammelt hatten. Zwei Maler hatten hier ihr Atelier eingerichtet, der eine malte links auf einer großen Leinwand, der andere rechts. Sie ließen sich vom Tumult vor der Tür nicht stören. Schließlich musste die Polizei die Gaffenden vertreiben und patrouillieren, damit es nicht erneut zum Krwall kam. Der eine malte munter weiter an seinem blauen Ross, der andere an seinem »ausgelaufenen Darm«, wie es einer der Gaffenden titulierte. Eines Tages waren die Maler verschwunden. Ein Dienstmann tauchte auf und brachte die fertigen Gemälde zur kgl. Buch- und Kunsthandlung Littauer am Odeonsplatz. Littauer belieferte den Hof und die ersten Adressen Münchens mit Gemälden. Der Dienstmann trug die Bilder unverhüllt mit der Gemäldeseite nach außen. Begleitet wurde er schnell von einem wütenden Mob, den berittene Polizei nur mühsam in Zaum halten konnte, weil er die



Machwerke verbrannt sehen wollte. Kunsthändler Littauer schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er die beiden Gemälde von Franz Marc und Wassily Kandinsky sah und verbat sich solch »Sudelzeug« in seiner renommierten Galerie. Da bot sich ein gutaussehender, großer Mann, der sich als Hans Goltz vorstellte, an, Littauer aus der Patsche zu helfen. Man solle die Bilder in seinen Buchladen in die Briener Straße 8 bringen. Littauer tat nichts lieber als das und durfte sich anschließend bis an sein Lebensende in den Allerwertesten gebissen haben.

Heute würde man die Aktion einen raffinierten PR-Gag nennen. Kandinsky, Marc und ihre Gruppe Blauer Reiter waren plötzlich in aller Munde. Die erste Ausstellung des Blauen Reiters in der renommierten Galerie Thannhauser (Theatinerstraße) war nämlich ziemlich gefloppt. Keiner nahm Notiz, keiner regte sich auf, keiner kaufte was. Nun, bei Goltz, änderte sich das schlagartig. Kandinskys und Marcs Zusammenarbeit mit Goltz endete zwar schon nach wenigen Jahren, dennoch wurde der 1912 ins

Erste Adresse der Moderne: Die Galerie Goltz am Odeonsplatz machte sich früh einen Namen mit zeitgenössischer Kunst. Das Plakat von 1913 wirbt mit einem Gemälde von Alexey Jawlensky für die 2. Gesamtausstellung.

Kunstrevolutionäre: Gabriele Münter fotografierte einige Mitglieder des Blauen Reiters (v. l.): Maria und Franz Marc, Bernhard Koehler, Heinrich Campendonk, Thomas von Hartmann und vorne sitzend Wassily Kandinsky.

Leben gerufene Kunstsalon Hans Goltz am Odeonsplatz 1 die erste Adresse für deutschen Expressionismus und Abstraktes (die Galerie zog 1915 in die Räume über die Buchhandlung, 1928 zog Goltz komplett in die Briener Straße 56).

Wichtige Arbeit für die neuen Kunstströmungen leistete auch der heute fast völlig vergessene Neue Kunstsalon in der Königinstraße 44. Paul Ferdinand Schmidt und Max Dietzel gründeten 1912 die Galerie, deren Eröffnungsplakat Ernst Ludwig Kirchner und Erich Heckel entwarfen. Der Neue Kunstsalon warb mit seiner »ständigen Ausstellung von Picasso, Nolde, Kokoschka u. a.«, existierte aber wahrscheinlich nur zwei Jahre.

Picasso beneidete die Kunstszene in »Munick«

München genoss Ende des 19. Jh. und Anfang des 20. Jh. tatsächlich weltweit den Ruf der führenden Kunstmetropole. Dazu trugen nicht nur die großen Malerfürsten wie Lenbach, Kaulbach und Piloty bei, sondern auch der gigantische Ausstellungstempel Glaspalast sowie das 1880 neueröffnete Akademiegebäude. Künstler aus aller Welt strömten nach München, um hier zu studieren. 1906 sollen es 4.000 gewesen sein, darunter allein 800 Amerikaner. Niemand geringerer als Pablo Picasso sagte schon 1897 ganz ohne Ironie, dass man weder in Paris noch in Madrid ernsthaft Kunststudieren könne, sondern nur in »Munick«. Denn hier gebe es echte Vielfalt in der Kunst.

Es gab nicht nur Vielfalt in der Kunst, Kunst wurde auch vielfältig verkauft. Die Münchner Malerei war wie das Bier und das Nymphenburger Porzellan eine weltweit geschätzte Handelsmarke. Der Kunstbetrieb war einer der wichtigsten Wirtschaftsfaktoren der bayerischen Landeshauptstadt. 1698 ist der erste Münchner Kunsthändler Johannes Hibler schriftlich erwähnt. Doch der große Boom kam Mitte des 19. Jh. Die 1858 im Glaspalast veranstaltete 1. Deutsche Allgemeine und Historische Kunstausstellung war so ein enormer (Verkaufs-)Erfolg, dass 1869 die 1. Internationale Kunstausstellung stattfand, bei der Gustave Courbet und Wilhelm Leibl gewaltiges Aufsehen erregten und München zum Zentrum der »Moderne« machten. Bei der 2. Internationalen Kunstausstellung wurden schon für 500.000 Mark Kunstwerke verkauft. Bei der 3. überschritt der Umsatz die 1 Mio. Mark-Grenze, wobei ein Drittel der Arbeiten aus Münchner Ateliers stammten.



Ab 1878 bestimmte die Münchner Künstlergenossenschaft (MKG), die zwei Jahre zuvor ein eigenes Haus in der Luitpoldstraße 3 erstanden hatte, wer im Glaspalast ausstellen und somit wer mit seiner Kunst Geld verdienen durfte. Letztlich also Lenbach (ab 1896 Vorsitzender der MKG) und Kaulbach, die beiden Malerfürsten, deren Wort Gesetz war. Das rief natürlich Rebellion gegen das Diktat auf den Plan. Zwischen 1893 und 1914 wurden ca. 20 neue Vereinigungen ins Leben gerufen, darunter der 1893 u. a. von Franz von Stuck und Lovis Corinth gegründete Verein bildender Künstler Münchens Secession oder die 1913 gegründete Münchner Neue Secession in der Galeriestraße 26, die ihre erste Ausstellung in der künstlichen Eisbahn hatte. Kandinsky hatte 1901 erst die Phalanx, 1909 dann die Neue Künstlervereinigung München ins Leben gerufen und dann, als ihm seine eigene Gründung die Teilnahme an einer Gruppenausstellung verweigerte, 1912 mit Franz Marc den Blauen Reiter gegründet.

Ab 1898 stellte die Secession im Ausstellungsgebäude am Königsplatz (heute die Antikensammlung) aus. Dort hatten lange Jahre zuvor die MKG und die Akademie ihre Verkaufsausstellungen veranstaltet. Später organisierte die Secession gemeinsam mit der MKG die Internationalen Kunstausstellungen im Glaspalast

Kirchen für Vorstädter

Je weiter München sich nach Nordwesten ausdehnte, desto größere seelsorgerische Defizite taten sich auf. Kirchenneubauten wurden unabdingbar – und sogar den »falschgläubigen« Protestanten konnte man ein neues Gotteshaus in der Maxvorstadt nicht mehr verwehren.

Text: Martin Arz

St. Benno

Zugegeben, die Lage war weit draußen vor der Stadt, direkt am Rand des damaligen Kasernengürtels, doch die Maxvorstadt wuchs und wuchs, und außerdem konnte man mit einer neuen Kirche gleich Teile Neuhausens seelsorgerisch mitversorgen. Nicht ganz unwesentlich trug zur Standortentscheidung auch noch bei, dass der Erzgießer Ferdinand von Miller großzügig den Baugrund stiftete. Der Zentralkirchenbauverein beauftragte den erst 34-jährigen Architekten Leonhard Romeis, der einen neoromanischen Bau plante. Neoromanik war Ende des 19. Jh. groß in Mode, denn nach der deutschen Reichseinigung wollte man mit

diesem Stil an die Zeit des deutsch-römischen Kaiser­tums anknüpfen. Die Grundsteinlegung erfolgte zum Fest des Hl. Benno am 16. Juni 1888. Sieben Jahre später weihte Erzbischof Antonius von Thoma die Benno von Meißen, dem Stadtpatron Münchens, geweihte Kirche. St. Benno ist eine dreischiffige Basilika mit kreuzförmigem Grundriss, halbrund geschlossenen Querhäusern und einem achteckigen Vierungsturm. 64 m hohe, fünfstöckige Doppeltürme beherrschen die Westfassade. Sieben Glocken hängen auf den Türmen, die große, über 5000 kg schwere Benno- und Marienglocke hängt allein im Südturm und läutet nur an hohen Feiertagen. Johann Hahn goss die drei größten und die beiden kleinsten Glocken in den 1950er Jahren, die anderen zwei Glocken goss Ulrich Kortler 1894.

Gleichnisse aus dem Neuen Testament zieren die Bronzetüren, die nach dem Vorbild des Hildesheimer Doms gestaltet wurden. Prinzregent Luitpold stiftete den Hochaltar: ein quadratischer von Säulen getragener Baldachin, an dessen Ecken die vier von Anton Heß gestalteten

Schlüsselfisch: Vor St. Benno am Ferdinand-von-Miller-Platz (Postkarte von 1900) steht eine Fischskulptur mit Schlüssel aus Aluminium von Iskender Yediler. Nach der Legende fand Bischof Benno den Schlüssel des Meißner Doms, den er auf der Flucht in die Elbe geworfen hatte, nach seiner Rückkehr im Bauch eines frisch gefangenen Fisches wieder.



Abgeschnittenes Kirchenschiff: Die Perspektive vom romantischen Klostergarten aus zeigt am besten die Kriegsschäden an St. Bonifaz und das nur teilweise wieder aufgebaute Kirchenschiff. Rechts eine Postkarte mit der alten Innengestaltung.

Evangelisten sitzen. Der Altar ist als Reliquienschrein gestaltet, geschmückt mit Bronzereliefs mit dem Hl. Benno und Hl. Korbinian (von Heinrich Waderé) sowie die Familienheiligen des Stifters (Luitpold, Ludwig, Augusta und Theresia).

Obwohl Fliegerbomben das Gotteshaus 1944 zerstörten, baute man die Kirche von 1947 bis 1953 entgegen der damaligen Gewohnheit originalgetreu wieder auf, verzichtete aber darauf, die Fresken zu restaurieren.

St. Bonifaz

Das Begräbnis geriet zum Skandal: 1854 hatte die Cholera-Epidemie auch Königinmutter Therese dahingerafft und nun weigerten sich die »wortbrüchigen, undankbaren Pfaffen«, wie Exkönig Ludwig I. es formulierte, seine Gattin in einem prunkvollen Sarkophag in einer Seitenkapelle der Kirche St. Bonifaz die letzte Ruhe zu geben. Der Grund: Therese war Protestantin. Der sonst so protestantenhassende Ludwig I., der mit zunehmenden Alter immer erzkatholischer wurde – abgesehen von seinem ganz unkatholischen Hang zu immer neuen Geliebten –, wandte sich wütend an den Vatikan und forderte eine Lösung in seinem Sinn. Schon einmal hatte es einen beispiellosen Skandal gegeben, als Ludwigs Stiefmutter Karoline, zweite Frau von Max I. Joseph, zu Grabe getragen wurde. Die

ebenfalls protestantische Karoline musste laut Testament ihres Gemahls neben ihm in der (katholischen) Theatinerkirche bestattet werden. Teufelswerk, schrien die katholischen Geistlichen, und demonstrierten ihren Unwillen, indem sie sich bei der Zeremonie so kleideten, wie sie auch in das Bierhaus gingen. »Im Koth haben sie das lebende und tote Königthum stehen lassen!«, empörte sich Ludwig I. damals. Nun galt es, einen ähnlichen Skandal zu verhindern. Letztlich einigten sich Vatikan und der abgedankte König auf einen halbherzigen Kompromiss, Therese in einem Grabgewölbe von St. Bonifaz zu bestatten und darüber einen Sarkophag für Ludwig selbst zu stellen. »Nun, dann bin ich mit dem Vorschlag einverstanden«, so Ludwig I., »denn das ist gerade die päbliche Lage für Mann und Frau!«

Es war übrigens nicht Klenze, der den Bau von St. Bonifaz ausführen durfte, obwohl er mit dem König einst den Bau einer neuen Kirche in der Nähe der Glyptothek diskutiert hatte. Ursprünglich sollte unter dem Arbeitstitel »Apostelkirche« ein Gotteshaus der Glyptothek gegenüber gestellt werden. Schließlich übertrug Ludwig I. dem Architekten Georg Friedrich Ziebland den Bau der Kirche im Stil von S. Apollinare in Ravenna, für die man ein Grundstück in der Nähe des Königsplatzes gefunden hatte. Am Tag von

Die Firmen der Maxvorstadt

Der Maische-Geruch der großen Brauereien zwischen Stiglmaierplatz und Hackerbrücke gehört noch heute zum Alltag in der Maxvorstadt. Löwen- und Spatenbräu sind sicher die größten und bekanntesten Firmen im Viertel, doch neben der Braukunst verstanden sich die Maxvorstädter auch auf die Back-, Glasmal- und Erzgießereikunst.

Text: Martin Arz

Im Gegensatz zu Isar- und St. Anna-Vorstadt (heute Lehel) war die Maxvorstadt weitgehend als Repräsentationsviertel geplant worden. Für ein klassisches Industriegebiet fehlten vor allem die Energielieferanten: die Bäche, die in den anderen Münchner Vorstädten die Turbinen, Mühl-, Stampf- und Sägeräder antrieben. Dass heute die Siemens AG am Wittelsbacherplatz 2 ihren Hauptsitz hat, ist nicht mit der Geschichte des Unternehmens verbunden. Die aus Berlin stammende Firma suchte nach dem Zweiten Weltkrieg eine neue Bleibe für ihr Haupthaus, da der Kalte Krieg und der schwierige Besatzungsstatus den Standort Berlin unattraktiv und unsicher machten.

Erst an der Gabelsbergerstraße und vor allem jenseits der Hasenstraße (heute Seidlstraße), am Marsfeld und entlang der Nymphenburger Straße begann das Industrieviertel Maxvorstadt, hier siedelten sich einige Unternehmen an – mal abgesehen von der Mineralwasser- und Limonadenfabrik O. Pachmayr in der Theresienstraße 33, aber die brachte auch kaum Lärm oder Gestank. Auch die Grillhendl-Kette Wienerwald ist ein Maxvorstädter Kind: 1955 eröffnete Friedrich Jahn in der Amalienstraße das Linzer Stüberl. Es war sein zweiter Versuch, sich selbstständig zu machen. Ende des Jahres begann Jahn damit, aus den USA günstig importierte Hähnchen zu grillen – so wurde aus dem Linzer Stüberl der erste Wienerwald. Aus der Gabelsbergerstraße 36 stammte z. B. die weltbekannte Firma Agfa-Gevaert, damals hieß sie noch Optische Anstalten A. Hch.



Rietzschel, gegründet 1896. Rietzschel baute hier ab 1900 seine Fotokamera »Clack 1900«, ein Jahr später beschäftigte er bereits 100 Mitarbeiter. Erst 1912 zog die expandierende Firma aus der Maxvorstadt weg.

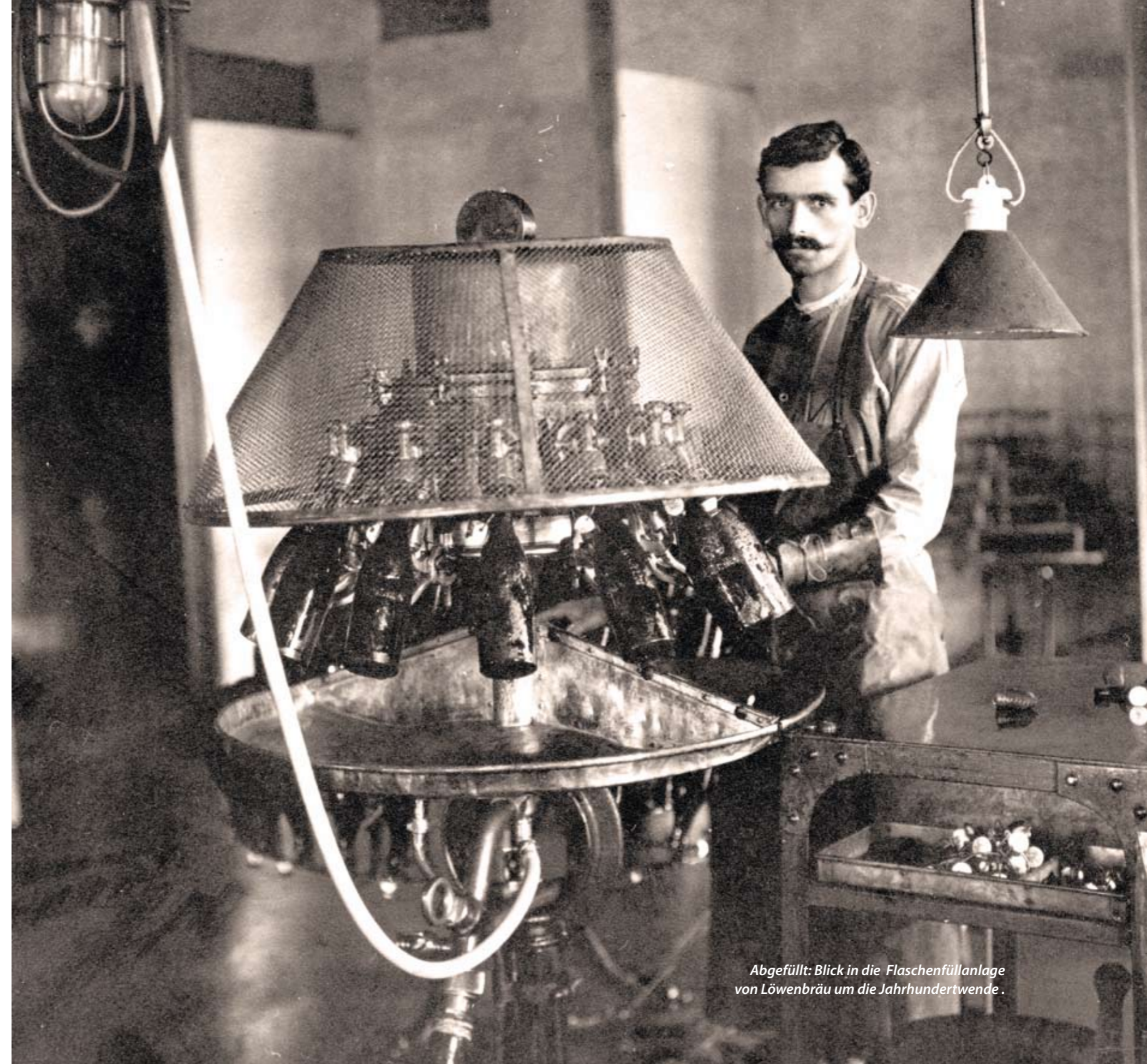
In der Maxvorstadt braut sich was zusammen

Weiter östlich Richtung Neuhausen, an der damaligen Stadtgrenze, etablierten sich im 19. Jh. mehrere Brauereien, oft nur kleine Wirtshäuser mit eigener Braustube – so wie es damals in München üblich war. Doch schon im 19. Jh. erbrauten sich zwei heute noch existierende Brauereien weit über die Grenzen Münchens hinaus einen Namen.

Spaten-Franziskaner-Brauerei

Die beiden eleganten Herren, man mochte sie beinahe Dandys nennen, inspizierten mit nonchalanter Gelassenheit eine englische Brauerei nach der anderen. Wo die Männer auch auftauchten, öffneten sich ihnen Tür und Tor, weil der eine mit seinem Wiener Charme alle einlullen konnte und der andere so distiguiert weltmännisch wirkte. Dabei waren Gabriel Sedlmayr und sein Freund Anton Dreher in England auf Diebestour. Wirtschaftsspionage würde man das heute nennen, im Auftrag von Gabriel Sedlmayr sen. In England hatte damals in den 1830er

Süffige Marke: Biermarke der Spatenbrauerei.



Abgefüllt: Blick in die Flaschenfüllanlage von Löwenbräu um die Jahrhundertwende.